

Redaktion, Administration u. Druckerei:
Kaiserting, Fichtegasse No. 11.
Unbekannte Briefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgegeben.

Ankündigungs-Bureau:
Stadt, Wollzeile 20. Insertionspreis nach Tarif. Inserate
übernehmen: Wittek, Ann.-Exp. in Prag und
Böhm; Jos. A. Kienreich, Inseraten-Exp. in Graz;
J. Mückner, J. Leopold, Jos. Schwara, Ann.-Exp.
in Budapest; im Ausland: John P. Jones & Co.
in Paris, St. bis, Rue de Valenciennes; Montmartre;
Hansel & Vogler in Hamburg, Berlin,
Frankfurt a. M., u. Basel; Heinrich Kaler,
Ann.-Exp. in Hamburg; Orell Füssli & Co. in
Zürich u. Basel; Neyrond & Sons in London;
Vertreter für Deutschland, Frankreich, England,
Italien etc.: Saatchi & Saatchi, Exchange, Mainz u.
Köln a. Rh.

Abonnement für Wien:
Mit täglicher Postverendung: Ganzj. K. 50.40,
monatl. K. 4.25.
Zum Abholen im Hauptverlage Wollzeile 20 oder
Fichtegasse 11: Ganzj. K. 43.20, monatl. K. 3.60.
Einseln: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nach-
mittagsblatt 6 Montag und nach zwei Feiertagen 12 H.,
Morgen u. Abendblatt 40 Pf.,
Für Deutschland (Morgen- und Nachmittagsblatt
einseln) Abendsblatt allein je 15 Pf.

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

Abonnement für das Ausland:
Mit täglicher Postverendung: Ganzj. K. 54, halbj.
K. 29, viertelj. K. 14. Mit täglicher Postverendung
Ganzj. K. 64, halbj. K. 32, viertelj. K. 16.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig:
Belgien (Königreich, Venedig): Deutschland,
Serbien K. 20, C. Station & Welpostverendung
K. 22. Bei den Postämtern in Deutschland
K. 11.25, Schweiz Fr. 14.00, Belgien Fr. 13.50,
Italien L. 14.40, Rumänien Fr. 13.00, Serbien
Fr. 12.50, Bulgarien Fr. 12.00, Russland R. 1.25,
Griechenland (h. d. Buchl. Book & Barth u. C. Elef-
theriadaki, Athen od. L. K. Zeitsch.-Exp. in Triest) u.
Europ. Türkei K. 12.25, Asien Türkei K. 17.40,
Aegypten Fr. 15.25, Dänemark skand. K. 11.50,
Norwegen skand. K. 10.50, Holland Fl. 9.-.
Bei den Agenturen in Italien: Saatchi & Saatchi
Nach. Mailand, S. Gust. Modena, Lonscher & Co., Rom
Fr. 12.50; Frankreich: Saatchi & Saatchi Nach. Ech.
Paris, 148, Faubourg St. Denis, Agence Havas, Paris
Fr. 12.50; England: Saatchi & Saatchi Nach. London,
14, John Street, Adelphi Strand W. C. A. Siegle,
30, Lime Street E. C. London, u. 12, Nordamerika:
K. S. Singer, 15 Park Place, N. Y. Street, 15, 15 West
53th St., L. A. Roseway, 27, Second Avenue in
New York, Doll. 6.40. Vertreter für das gesamte Aus-
land: Saatchi & Saatchi, Exchange, G. m. b. H., Mainz.
Für die an Agenten, Austräger oder Versuchsleiter
besetzten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 16766.

Wien, Mittwoch, den 26. April

1911.

Wien, 25. April.

Die Revolution in Marokko macht Fortschritte. In
Mekinez haben die Rebellen einen Bruder Mulay Hafid,
Mulay Jin, zum Sultan ausgerufen, die Läden ge-
plündert und eine Anzahl Juden getötet. Mekinez liegt
auf dem Wege von Fez nach Rabat, und es besteht kaum
ein Zweifel darüber, welche Wirkung diese Nachricht in
Paris hervorrufen wird: man wird in ihr eine Recht-
fertigung der bisher getroffenen militärischen Maßnahmen,
vielleicht sogar den Ansporn zu neuen Truppenbewegungen
sehen, und damit wird die marokkanische Frage, die ohne-
hin schon eine merkwürdige Ueberreizung politischer Empfind-
lichkeiten hervorgerufen hat, noch um eine Nuance
kritischer.

Frankreich ist, darüber besteht kein Zweifel mehr, über
den Vertrag von Algiciras bereits hinausgegangen. Die Ver-
treter der Republik mögen hundertmal betonen, daß gar
nicht die Absicht besteht, die Integrität Marokkos zu ver-
legen, daß nur die Europäer geschützt werden sollen, die
sich in gefährlicher Lage befinden, daß man nur die
Ordnung wieder herstellen will. Mit einem Sultan von
Frankreichs Gnaden ist die Integrität Marokkos nur noch
ein Wort ohne Inhalt, und darauf läuft doch die fran-
zösische Expedition letzten Endes hinaus: dem Sultan
Mulay Hafid den Thron zu erhalten und ihn dadurch
zum gefügigen Werkzeug Frankreichs zu machen. Ihn
oder seinen Nachfolger. Das zu leugnen, mit Worten zu
spielen, während doch ganz Europa weiß, um was es sich
handelt, das ist eine Politik, die Frankreich schon einmal
wenig Ehre und wenig Gewinn gebracht hat, und es
wäre mannhafter, klipp und klar zu sagen: Algiciras ist
tot; laßt uns die Leiche bestatten! Der Vertrag ist durch-
brochen; laßt uns einen neuen an seine Stelle setzen!
Es ist schon wiederholt darauf verwiesen worden, daß
Deutschland die französischen Absichten in Marokko mit
größtem Mißtrauen verfolgt. Das ist begreiflich, wenn
man sich erinnert, daß es wegen Marokkos beinahe zum
Kriege zwischen Deutschland und Frankreich gekommen
wäre, wenn man sich erinnert, daß der Vertrag von
Algiciras, unter harten Kämpfen geschlossen, das Mini-
mum dessen darstellt, was Deutschland verlangt hat.
Man schweigt in Berlin vorerst zu dem Vorgehen Frank-
reichs, aber dieses Schweigen ist vielleicht bereiteter als ein
lauter Protest. Man erzählt sich in politischen Kreisen, als
der französische Botschafter Cambon dem Staatssekretär
v. Kiderlen-Wächter die Mitteilung von den bevor-
stehenden Truppenbewegungen nach Marokko machte, da
habe der Staatssekretär nur ein einziges Wort erwidert —
„Wozu?“ Diese Frage ist so außerordentlich bezeichnend
für das Verhältnis Deutschlands zur marokkanischen An-
gelegenheit, daß es gar keiner langen Ausführungen
bedarf. Deutschland sieht die Notwendigkeit der fran-
zösischen Truppenbewegungen nicht ein, und darin liegt
bereits der Vorwurf der Durchbrechung der Algiciras-
akte. Darin liegt bereits die schwere Anklage gegen die
französische Politik, die sich nicht an Abmachungen hält,

die doch vor den Augen von ganz Europa getroffen
wurden und für deren Einhaltung die in Algiciras
vertretenen Mächte gewissermaßen gemeinsam haftbar sind.

Man denkt in Paris wohl, daß Deutschland
Marokkos wegen sich nicht sonderlich aufregen werde.
Wenn Bismarck der ganze Balkan nicht die Knochen
eines pommerischen Grenadiers wert schien, so könnte sein
Nachfolger Marokko zum mindesten ebenso gering ein-
schätzen. Das mag vielleicht richtig sein, aber darauf
kommt es vorerst gar nicht an. Deutschland hat ganz ge-
wis sehr triftige Gründe, über die Einhaltung des Ver-
trages von Algiciras zu wachen; es ist, ganz abgesehen
von dem rein politischen Moment, in Marokko wirtschaf-
tlich sehr stark interessiert. Das Vorgehen Frankreichs
wirkt aber, wie es sich jetzt darstellt, noch nach zwei
anderen Richtungen schädigend. Zunächst: was muß man
von Verträgen halten, die unter so, man kann wohl
sagen, feierlichen Umständen geschlossen werden, wie der
in Algiciras, und die dann bei der nächstbesten Gelegen-
heit „wie Zunder brennen“, wie Herr v. Bethmann Holl-
weg sagte? Man verlangt auch in der Politik Treu und
Glauben, muß sie verlangen können — wohin
soll es führen, wenn man diese Verpflichtungen so leicht vergißt, wie es Frankreich, fortgerissen
vom Eindruck des Augenblicks und vielleicht über die
eigenen Beweggründe nicht ganz im Klaren, tut? Man
mag in Frankreich in einer Art von Autosuggestion da-
von überzeugt sein, daß es die Pflicht der Republik ist,
in Marokko einzugreifen, aber man sollte in Paris ein
Gefühl dafür haben, daß man in Deutschland und nicht
zuletzt auch in Spanien die Dinge mit ganz anderen
Augen betrachtet. Daß man weniger Frankreichs Gründe
würdigt, als vielmehr die Tatsache der Durchbrechung des
Algicirasabkommens sieht. Und zum anderen: die letzten
Wochen haben eine politische Entspannung gebracht, die
von allen Freunden des Friedens aufrichtig begrüßt wor-
den ist. Rußland und Deutschland sind zu Ver-
einbarungen gekommen, die auf die europäische Politik
von eminenter Wirkung sein müssen — eine Wirkung,
die sich ja auch bereits in dem Verhältnis zwischen
Deutschland und England gezeigt hat. Man
war auf dem Wege, in Europa eine
Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens zu schaffen, eine
Politik der Offenheit und der Verständigung einzuleiten,
die für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens
sehr bedeutungsvoll werden konnte. Verschieben sich nicht
die Dinge durch das Vorgehen Frankreichs wieder recht
wesentlich zu Ungunsten des Vertrauens und der gegen-
seitigen Verständigung? Steigt nicht die Erinnerung
nachvollend auf an jene Tage unheilvoller Spannung,
da die marokkanische Politik Delcassés Frankreich in einen
Krieg mit Deutschland zu verwickeln drohte?

Frankreich hat eine Dissonanz in das Konzert der
Mächte gebracht. Nicht weil es Aspirationen auf Marokko
hat. Aber diese Aspirationen zu verschleiern, die heimliche
Umgehung eines Vertrages zu versuchen, der doch nun
einmal zu Recht besteht, das ist es, was Unruhe erzeugt.

Frankreich hat in Berlin einen ausgezeichneten Vertreter,
einen Diplomaten von Ruf. Herr Jules Cambon, der
selbst an der Algiciras-Konferenz nicht unbeteiligt
war und dem erst vor kurzer Zeit die deutsche
Regierung die schmeichelhafte Anerkennung zukommen
ließ, daß er in hervorragendem Maße für die An-
bahnung guter Beziehungen zwischen Deutschland und
Frankreich tätig gewesen ist, hätte aus Paris den Auf-
trag erhalten sollen, bei der deutschen Regierung
darauf hinzuwirken, daß an die Stelle der Algiciras-
akte ein neuer Vertrag gesetzt wird, der auf die gegen-
wärtigen Verhältnisse besser anwendbar ist als das feiner-
zeitige Abkommen. Man hätte in Berlin sicher Ver-
ständnis dafür gehabt, daß in Marokko zur Wieder-
herstellung der Ordnung etwas getan werden muß. Die
augenblicklich in Marokko herrschende Anarchie ist gewiß
auch den deutschen Interessen nicht förderlich, und es ist
keinesfalls anzunehmen, daß man in Berlin nicht einer
offenen Vorstellung zugänglich gewesen wäre. Man ist
unter dem Reichskanzler Fürsten Bülow mit Frankreich
bereits zu Vereinbarungen gekommen, die das Abkommen
von Algiciras nach einer bestimmten Richtung noch
erweiterten, und es besteht gar kein Grund, anzunehmen,
daß die gegenwärtige Leitung der auswärtigen Politik
Deutschlands sich gerechtfertigten Wünschen gegenüber
schroff ablehnend verhalten sollte. Statt nach Möglichkeit
darauf bedacht zu sein, den Schein zu wahren, daß man
streng dem Algicirasabkommen gemäß vorgehe, hätte
Frankreich sich mit Deutschland und den übrigen auf der
Algiciras-Konferenz vertretenen Mächten ins Einvernehmen
setzen sollen, entweder zu gemeinsamem Einschreiten oder
aber, um die ausdrückliche Genehmigung zu einem solchen
Einschreiten zu erhalten. Daß das nicht geschehen ist, geht
daraus hervor, daß sogar die doch gewiß Frankreich
freundliche englische Presse Englands, soweit sie der Re-
gierung nahesteht, Warnungen nach Paris richtet, die nicht
mißverstanden werden können.

Frankreichs eigenmächtiges Vorgehen in Marokko war
im Zusammenhang mit der verheerenden Verschleierung der
letzten Ziele ein Fehler, aber vielleicht keiner, der sich nicht
wieder gutmachen ließe. Wohl scheint die Atmosphäre
bereits getrübt, aber noch wäre es am Ende möglich, mit
Berlin zu einer Vereinbarung zu gelangen. Zum min-
desten nicht weniger wichtig wäre auch eine Verständigung mit
Spanien, das in Marokko auch territorial interessiert ist
und alte Beziehungen zu diesem Lande hat. Wenn der
Vertrag von Algiciras nicht derart ist, daß er auf die
gegenwärtigen Verhältnisse noch Anwendung finden
könnte — was steht denn dem Versuch im Wege, ein
neues internationales Abkommen zu treffen? Es ist
doch besser, ein unwirksames Instrument durch ein wirk-
sames zu ersetzen, als sich den Komplikationen auszu-
setzen, die eine neuerliche schwere Verstimmung zwischen
den europäischen Mächten zur Folge haben könnte. Man
sieht keinen Grund, der gegen eine Verständigung spräche,
aber man sieht viele Gründe, die es höchst erstrebenswert

Die 12. Fortsetzung des Romans „Frühlingstaumel“
von Gabriele Reuter befindet sich auf Seite 24.

Fenilleton.

Tag in Ragusa.

Von Hermann Jahr.

In den zwei Jahren, seit ich zum letztenmal in Dal-
matien war, hat sich Ragusa verändert: es erwacht jetzt.
Langsam, langsam, und als ob es sich erst mit schweren
Händen den langen Schlaf aus den feingrauen Augen
reiben müßte. Noch traut es seiner eigenen Kraft nicht
recht und will noch selbst kaum glauben, daß es jetzt
wieder leben soll. Langsam dehnt es sich, steht auf und
streckt sich aus. Langsam, langsam; es muß sich allmählich
erst wieder daran gewöhnen.

Überall wird gebaut. Der alten Stadt wehrt es ja
der Ring der Mauern, zu wachsen; und den Berg
hinauf kann sie auch nicht weiter, hier sind die Gassen zu
steil und eng, kein Wagen kommt durch. Es wäre
wunderschön, dort oben zu hausen, mit dem Blick zum
Süden, über die gelben und grauen Felsen der Fests
und über den dunklen Wald von Laktoma weg auf das
blaue Meer im weißen Licht; aber der Gedanke schreckt
ab, daß dahin alles, was man braucht, auf den Schultern
starker Männer über Stufen getragen werden muß; und
wenn man sich das überlegt, bemerkt man erst, wieviel
unnötige Dinge doch der heutige Mensch nicht entbehren
kann. So wird die Baukunst gedrängt, sich vor den Toren
unter dem Berg nach Westen oder nach Osten zu wenden,
entweder vor der Porta Pile die neue elektrische Bahn
entlang, die nun Ragusa mit Gravosa verbindet, und
zur Halbinsel Lapad hinüber, wo der Weg des Fürsten
Altenstein zwischen Delbäumen, Zypressen und Föhren
geht, oder vor der Porta Ploce nach San Giacomo hin,
Laktoma gegenüber, unter der Straße nach Trebinje. In

Lapad zu bauen, dieser Landschaft, die das Heroische der
griechischen mit der Anmut der thüringischen vereint,
wäre nun herrlich, wenn wir nur nicht Behörden hätten.
Diese haben erst neulich einem die Baubewilligung erteilt,
ihm dann aber, mitten im Bauen, die Bewilligung wieder
eingestellt, irgend eines Pulvermagazins wegen, an das
sie, als er zu bauen begann, nicht gedacht hat. Jetzt
steht er mit einem halben Haus da, das im ersten Stock
stehen geblieben ist, und mit der Erkenntnis, daß die Be-
hörden, weil sie für den Fremdenverkehr gesinnt zu sein
angewiesen sind, die Bautätigkeit ermutigen, dann aber,
weil sie auch militärisch gesinnt zu sein angewiesen sind,
wieder entmutigen, wodurch wenigstens für ihre ab-
wechselnde Beschäftigung gesorgt ist und auch dafür, daß
die schöne Bildnis ungeführt bleibt. Wer sich aber durch
die Behörden den Mut zum Bauen dennoch nicht aus-
treiben läßt, muß es also drüben versuchen, vor der
Porta Ploce. Dort ist denn nun auch Tätigkeit überall
mit raschen Händen reger. Haus um Haus ersteht, dicht
am Meer ist ein neuer Weg angelegt, Gärten leuchten auf
den Klippen, die schönste Villenstadt bereitet sich vor.

Die alten Ragusaner, drin in der Stadt, sehen das
verwundert und sind zunächst nicht sehr erfreut. Diese
Stadtväter, aus den alten Familien, sind ja meistens
Rentner. Sie haben ihr Geld gut und sicher angelegt und
leben von den Zinsen. Nun wird auf einmal gebaut,
Fremde kommen her, man plant Unternehmungen. Was
haben sie davon? Alles wird teurer, aber ihre guten,
sicheren Papiere tragen ja deshalb nicht mehr als ein Pf.
Das macht den braven Leuten bang. Wenn es so weiter
geht, werden sie verarmen. Denn selbst mit ihrem Gelde
auch einmal etwas zu wagen, an der Arbeit teilzunehmen,
mitsutun in der neuen Zeit — nein, dazu sind sie doch
allmählich zu gute Desterreicher geworden. Auch haben sie
Angst, daß, wenn es so weiter geht, das Geschäft nur
immer mehr und mehr in fremde Hände kommen
wird; nichts von allem, was dazu gehört,

haben die Ragusäer gelernt, es fehlt ihnen ja jede
Gelegenheit, die notwendigen Bildungsanstalten sind nicht
da. Wo soll denn ein Ragusäer seinen Sohn hinschicken,
damit er lerne, was unsere Zeit von einem verlangt,
der das Leben bestehen will?

Ragusa hat eine nautische Schule und eine
Lehrerinnenbildungsanstalt. Diese nautische Schule, das
ist auch ein besonderer Fall. In Cattaro ist eine zweite
und die beiden zusammen haben an anderthalbhundert
Schüler. Die lernen darin die Kunst des Seefahrens, aber
nur theoretisch. Aus den Fenstern der Schule sehen sie
das blaue Meer, und wenn es der Sturm an die Felsen
wirft, hören sie den Horn der brechenden Wellen. Aber
Schiff haben diese beiden nautischen Schulen in Ragusa
und Cattaro zusammen keines. Unglaublich, aber öster-
reichisch. . . . Es fehlen eine Gewerbeschule, eine Kunst-
gewerbeschule (welche Gelegenheit für einen Ragusäischen
Köller, die Motive der alten Tradition neu zu beleben!),
eine Handelsschule, eine Haushaltungsschule, überhaupt
alle Schulen der Fortbildung in Technik und Gewerbe.
Wir haben vielleicht in ganz Desterreich kein Volk, das
so bereit zur Bildung und so gierig nach Bildung wäre
wie diese dalmatinische Jugend jetzt, der nun die neue
Zeit ins Blut gefahren ist, die arbeiten, schaffen, erwerben
will und der dabei niemand hilft! In Ragusa hier
und in Spalato sind die Menschen jetzt erwacht, sie
fangen an, unsere Zeit zu begreifen, Wille zur Tat und
Lust an der eigenen Kraft und die Leidenschaft, sich ganz
einzusetzen, sind überall da. Nicht man den Augenblick,
so ist die tätige Zukunft verbürgt. Und sie fordern doch
nichts als das notwendige höchste Bildung, ein einziges
Kriegsschiff kostet mehr. Wenn man es aber den jungen
Leuten unnützlich macht, ihre Kraft auszubilden und
brauchbare Menschen zu werden, dann haben ja die Alten
recht mit ihren Warnungen vor der neuen Zeit und
ihrem Mißtrauen und der ewigen Klage, daß ja doch
alles, was hier unternommen wird, immer wieder aus-

erschienen lassen, Europa nicht nur die Ruhe zu erhalten, sondern auch die Politik der internationalen Offenheit und Verständigung weiterzuführen, die in den letzten Monaten so glücklich angebahnt worden ist.

Politische Eindrücke von einer mexikanischen Reise.

Die imperialistische Politik Amerikas. Von einem Oesterreicher.

Wien, 25. April.

Porfirio Diaz, der Herr von Mexiko, so stolz klingt der Titel eines englischen biographischen Werkes, das die Biographie dieses merkwürdigen Staatsmannes und damit gleichzeitig die Geschichte der Republik Mexiko schreibt. Vor knapp zwei Monaten erst erschienen, ist das Buch plötzlich durch die Ereignisse überholt worden: Porfirio Diaz ist noch Präsident, aber nicht mehr Herr über sein Land, und all die schwingvollen Konklusionen des gelehrten Autors, wie Diaz den Frieden des Landes gestiftet, ihm durch kluge Staatskunst internationalen Respekt gesichert habe, sind heute durch die Kugeln der Revolutionäre durchlöcherter. Wie immer der Kampf sich entscheiden möge, eines ist sicher, daß Porfirio Diaz — der heute ein Greis ist, aber eine der gebietarischsten Gestalten in unserem Weltbilde — die heiß ersehene, mit Kraft und Klugheit bewahrte Macht aus den starken Händen wird lassen müssen. Seine Biographie aber wird bleiben, schon um der aufregenden, an die Flucht berühmter Abenteurer wie Casanova und Rochefort erinnernden Epikoden willen, wie Diaz, gegen Kaiser Maximilian kämpfend, gefangen wird, zum Tode verurteilt und im letzten Augenblicke aus der Fesselung entflieht, wie er später, selber ein Revolutionär, gegen den rechtmäßigen Präsidenten marschiert und nur der plötzliche Tod seines Gegners blutige Kämpfe abwendet. All das wird in Mexiko unvergessen bleiben: aber die Geschichte seines Landes will nun zum erstenmal seit Jahrzehnten nicht mehr mit seinen Schicksalen identisch bleiben, und der die aufregende, aufreibende Lust des Herrschens mit voller Lebenskraft ausgekostet, wird nun die Bitterkeit des Resignierens, das Leben im Schatten lernen müssen. Und es scheint, daß dieser letzte grandiose Widerstand des Greises gegen sein Schicksal nichts ist als das stolze Ringen um einen schönen Abgang. Porfirio Diaz will nicht von einem Madero, irgend einem jungen, unbedeutenden Emporkömmling vom Sitze der Herrschaft gestoßen werden: heute kämpft er, der kluge Recke, wohl nur mehr um den Schein eines freiwilligen Abganges.

Diese Revolution in Mexiko gehört zu den merkwürdigsten und vielleicht weittragendsten Erscheinungen unserer Zeit, und unser europäisches Interesse, das so rasch lahm wird, wenn Dinge sich nicht in unserem eigenen engen Gebiete abspielen, ist im Unrecht, wenn es sich hier nicht rasch und wachsam beteiligt. Revolutionen dort drüben in Zentralamerika, gehören zwar im allgemeinen nicht zu den seltenen und noch weniger zu den seriösen Erscheinungen. Es gibt konstant in diesen Staaten, die eigentlich unreif zu Republiken, schlecht organisiert und ohne wirklichen Verstand für Autorität, durch die privaten Ambitionen einzelner ehrgeiziger Abenteurer bis in die Grundfesten aufgewühlt werden können. Beständig in Geldverlegenheit, ohne disziplinierte verlässliche Armee, ist dort die staatliche Gewalt schon von einer rasch sammengerasteten Bande ernstlich bedroht, und was dann in offiziellen Bulletins als „Schlachten“ ausgegeben wird, stellt kaum mehr als ein Schermüßel zwischen zwei schlecht bewaffneten Soldatenbanden dar. Mit einem Verlust von zweihundert Menschen kann dort noch ein Reich erobert werden. In manchen dieser Staaten ist die Revolution sozusagen in Permanenz und — was das merkwürdigste ist — man merkt es kaum im Lande. Der schöne vollklingende Name Revolution, mit dem die französische Nation die Freiheit des Individuums für Europa und für die Welt gewinnen wollte, ist zu gut, zu edel für die oft possenhaften Mützen dieser beständigen Putzsch.

einen fremden Saft füllt. Es ist nicht wahr, daß das dakotianische Volk gar nicht vorwärts will. Das ist längst nicht mehr wahr, hier sind jetzt alle Bedingungen zur Entstehung eines tüchtigen, tätigen Bürgerturns. Sieht man das aber nicht ein, nützt man das nicht aus, wird der Augenblick veräußert, so mag es sich freilich wieder einmal zeigen, daß ein junges Bürgerturn, von seiner Kraft vorwärts gedrängt, mitunter recht ungemütlich werden kann.

Dalmatien wird, scheint's, nun endlich doch Mode. Einige Wiener bemerkten allmählich, wie nah wir es haben: man hat noch den ganzen Montag für sich, bis um 7 Uhr abends, dann legt man sich auf dem Südbahnhof in einen Schlafwagen, und wenn man am anderen Morgen über Orignano erwacht, Miramare unter sich, weht's einen durchs Fenster wie Blütenstaub von fernem verwünschten Inseln an, einer der großen neuen Lloyd-Dampfer harrt im Hafen, die schönste Küstenschiffahrt beginnt, Wunder des Orients tun sich auf, man lebt drei Tage wie im Märchen und kann Freitag früh um sieben wieder in Wien an seiner Arbeit sein. Ein paar Wiener wissen das jetzt doch schon, Ungarn auch, und gar die Czeden, die jetzt erst die Reiselust entdecken, lassen sich nicht zweimal sagen. Von dieser Mode gewinnt nun zunächst Ragusa, da man ja vordem nur dort menschlich beherbergt und gespeist wird. So staut sich denn der ganze Zug in Ragusa, das ihn kaum mehr behausen kann; die Wohnungen reichen nicht aus, das „Hotel Imperial“ muß vergrößert werden. Diese Fremden sind noch nicht, was im Hotelgargon das große Publikum heißt, aber sie bemühen sich, das große Publikum vorzustellen. Es sind Reisende, die hauptsächlich deswegen zu reisen scheinen, weil ihnen das Gelegenheit gibt, sich auch einmal im Smolings zu zeigen, den man sich auch immerhin leichter beschafft als die Kunst, einen Fisch richtig zu essen. Wir aber wars ein Hauptpaß, daß an der

Auch die Revolution in Mexiko hat so eingesetzt. Zuerst sprunghaft, mit dem Austreten einzelner Jorden, aufplackernd, wieder verloschend, eigentlich ungefährlich. Dann wurde sie allmählich organisiert, geschlossener: eine unsichtbare Hand schien sie zu lenken, von irgendwo tropfte immer wieder Öl ins Feuer, wenn sie zu erlöschen drohte. Plötzlich tauchten gut bewaffnete Banden auf, die von jemandem — demselben irgend jemand — regelmäßigen Sold erhielten, und Bewehre neuesten Systems, Ingenieure und Offiziere stellten sich ein, die Untertücht gaben, wie man Eisenbahnbrücken in die Luft sprengen, den Verkehr unterbinden, die Städte isolieren konnte. Porfirio Diaz sandte Truppen, die Revolutionäre stellten sich ihnen entgegen, falls sie stark genug waren, oder verschwanden über die amerikanische Grenze, um von dort mit neuen Verstärkungen wiederzukehren. Die Guerillabanden wurden allmählich zu einer Armee, der Aufstand ein Krieg.

Ein Krieg en miniature natürlich. Ein pittoresker, possierlicher Krieg. So schien es zumindest den Amerikanern, die in Scharen mit ihren Kobaks kamen, um einmal einem Krieg zuzusehen. In Los Angeles, in El Paso, in allen nahen Städten wurden Automobile zur Vermietung angeboten „zum Kriegsschauplatz“, die Eisenbahnzüge brachten ganze Waggons solcher Vergnügungsfreier, die Aviatiker fuhren über den Gefechten auf und ab; man gab bei dem Kommandanten der Revolutionäre oder den mexikanischen Offizieren seine Karte ab und lud sie zum Frühstück ein. Es schien, ein sehr gemütlicher, kleiner, man möchte fast sagen handlicher Krieg werden zu wollen, ein rechter Operettenkrieg.

Da plötzlich im März, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam die Ordnung an die amerikanische Armee, 20.000 Mann sofort an der Grenze, in San Antonio, mobil zu machen. Die Gelegenheit würde gleichzeitig zu einer Probemobilisierung benutzt (die, wie Eingeweihte versichern, erbärmlich schlecht ausgefallen sein soll), in paar Tagen sollte die ganze Armee unten gefechtsbereit sein. In den Städten Amerikas sah man plötzlich Truppen marschieren — dort ist es ein Seltenes — in den Häfen wurde emsig verladen, die Geschwader dampften zum mexikanischen Golf; eine Aufregung slog durch das ganze Land, eine einzige Frage: „Was ist geschehen?“ Warum wollte Amerika intervenieren? Am nächsten Tag erklärten es die Zeitungen: Deutschland und England hätten den Schutz ihrer Untertanen verlangt. Am Abend noch mußten sie es dementieren. Sofort sand man neue Gründe: „Die Japaner hätten einen Kriegshafen gepachtet“ (die „Japs“ sind für Amerika, was die Deutschen für England, Prügelnabe, Nachtmahr und Sündenbock zugleich). Aber am Abend dementierte es die japanische Gesandtschaft. Neue Ratlosigkeit! Es war kein Grund zu finden.

Der Grund war (in Nordamerika) nicht zu finden, weil man ihn nicht finden wollte. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die ganze Revolution in Mexiko von Amerika aus — nicht vom offiziellen, aber jedenfalls von amerikanischen Bürgern — unterstützt, wenn nicht gar inszeniert wurde. Denn was ist der eigentliche Grund der Revolution? Madero, der revolutionäre Führer, behauptet, der Absolutismus, das unerträgliche System Porfirio Diaz' treibe die freien Mexikaner in den Aufstand. Aber wie selbst ist es doch, daß gerade die Aufständischen keine Mexikaner sind. Sie sind zusammengesetzt aus nordamerikanischen Freiwilligen, darunter Studenten und ehemaligen Soldaten, dann aus angeworbenen Söldlingen der kleinen südamerikanischen Staaten, meist verkommenen, ratlosen Existenzen, Rastaquoueres und unbefähigten Arbeitern. Der Mittelpunkt der Anwerbung ist New York, wo die Brüder Maderos emsig Menschen anwerben, die in ihrem eigenen Vaterland die Brücken in die Luft sprengen und Städte zerstören. Diese Maderos aber — reiche Mexikaner, die durch ihre Gründungen eng liert sind mit den amerikanischen Finanzdynastien — wären noch immer nicht reich genug, um das Geld für diesen Aufstand herzugeben. Immer und immer wieder deuten alle Spuren

Table d'hote mitten in dieser feierlichen Pracht ganz neuer Smolings drei Engländer saßen, drei wirkliche Engländer, solche von Geburt, nicht bloß dem Rasieren nach, und seelenvergnügt in ihren bequemen karierten Anzügen...

Früher hat in Ragusa den Fremden ein Strandweg gefehlt, um sich am Meer ohne Beschwerde lustwandeln zu vergnügen. Jetzt ist auch dafür gesorgt: schon gleich beim „Hotel Imperial“, dem Fort Lorenzo gegenüber, im Pacl Gradac, der auf hohem Fels ins Meer hinauslehnt, noch schöner aber und gar an Seligkeiten reich, auf der anderen Seite der Stadt, der neue Klappenpfad hinter San Giacomo. Vom Tabor, wo in der alten Zeit der Ragusanische Weltmarkt zusammenkam, steigt über dem Hafen die Fahrstraße nach Trebinje sacht empor. Bald tritt von ihr ein schmaler Weg ab, dem Meer zu, an dunklen Zypressen und schiefen Naven. Wo er das Meer erreicht, steht das Kloster San Giacomo. Uralt, längst verlassen, in Wildnis. Nun durch die Pforte, noch ein paar Schritte, noch enger wird der Pfad, und wir sind wie verzaubert und entrückt! Bucherndes Gebüsch, Erde bald lohgelb, bald aschgrau, Geröll purpurn gefiederter Steine, Gestrüpp von stäubenden Aoen und verwachsenem Knieholz, hoch über uns, wie Riesensinger, in den Himmel gestreckt, die Telegraphenstangen der Straße, vor uns, bald an flammend rote Felsen schlagend, bald mit weißem Schaum über schwarze Klüfte spritzend, die blaue Flut, drüben Lakromas langgestreckter Wald, der sich von der Höhe in drei grünen Wellen zum Meer hinabschneht, und dann das Meer selbst, das unendliche Meer, weiß und blau, das ewig wechselnd gleiche Meer in seiner rüchlich beglückenden, selig vernichtenden, unbegreiflichen Macht. Man sieht und schaut nur, schaut und schaut, wird ganz tief im Herzen still und weiß nichts mehr, als daß, wer einmal dies mit frommem Sinn erschaut hat und sich bewahrt, nie mehr, was ihm auch geschehen mag, niemals im Leben mehr ganz unglücklich werden kann.

nach Nordamerika hinauf. Von dort kommen die Truppen, das Geld, die Organisatoren, die Kanonen, die Maschinen-gewehre — und all dies so am lichten Tag, daß es wohl nicht gut angehen kann, diese Revolution als eine national-mexikanische zu bezeichnen. Kein Einsichtiger kann leugnen, daß dieser Aufbruch wenn schon nicht angezettelt, so doch von Nordamerika unterstützt wird.

Von Nordamerika. Man darf nicht sagen, von der Regierung der Vereinigten Staaten, die ja in zahlreichen Rundgebungen versichert hat, sie hoffe, daß Porfirio Diaz die Revolution niederschlagen würde (indes die Bahnen täglich Ladungen neuer Revolutionstruppen und Gewehre über die Grenze befördern). Aber die Kriege von heute entstehen oft nicht aus dem Willen der Völker, sondern durch die treibende Kraft einzelner mächtiger Kapitalgruppen. Und die Situation ist in Mexiko fast identisch mit jener anderen tragischen der beiden südamerikanischen Republiken vor dem Boerskrieg. Hier wie dort ein überlegener Nachbar, der über die Grenze schießt, die ungehobene Schätze birgt. Im Transvaal waren es die Diamantenlager, in Mexiko die ungeheuren, nur teilweise erschlossenen Minen, die Schätze an Gold, Kupfer, Silber und anderen ergiebigen Erzen. Amerikanische Gesellschaften haben sie erschlossen, mehr als eine Milliarde Dollars in Mexiko investiert. Aber die mexikanische Regierung, die Gefahr sehend, in die gänzliche finanzielle Abhängigkeit vom dem starken Nachbarn zu kommen, nur eine finanzielle Provinz der Vereinigten Staaten zu werden, machte in letzter Zeit die Gründungen nicht allzu leicht, hemmte durch unwillkommene Steuern die allzu rasche amerikanische Expansion. Das Volk selbst, zum weitaus größten Teil dank seiner Gleichgültigkeit und Schiassheit in bitterster Armut lebend, sah mit demselben Unmut die kommerziellen Konquistadoren vom Norden, wie vor fünfhundert Jahren die Armerikaner die Heere des Cortes begrüßt haben mögen. Die amerikanischen Unternehmer fanden Schwierigkeiten, die sie nun mit Gewalt beseitigen möchten. Und sie, die zuerst die Hilfe der amerikanischen Regierung gegen die Unruhen anriefen, die ihre Interessen bedrohten, sie und niemand anderer sind es, die diese Unruhen selbst nähren und provozieren, in der Hoffnung, eine bewaffnete Intervention oder womöglich die Annexion herbeiführen zu können. Amerikanische Unternehmer sind nicht wählerisch in der Wahl ihrer Mittel.

Die Annexion Mexikos, die selbstverständlich offiziell als undenkbar bezeichnet wird, gehört sicherlich in das geheime Zukunftsprogramm der Vereinigten Staaten. Seit der Panamafanal gewissermaßen die äußerste Grenze der Entwicklung der angloamerikanischen Welt angedeutet hat und mit seinen neuen Möglichkeiten die Blicke der Unternehmer auf sich zieht, hat sich der Schwerpunkt der amerikanischen Expansion verschoben. Ursprünglich von Osten nach Westen vordringend, durch Kriege und Verträge die Erwerbung Floridas und Kaliforniens, die Herrschaft beider Meere sich sichernd, brauchte Amerika noch den Abschluß, die Vereinigung der beiden Küsten. Vor Jahren schuf die Pacificienbahn die Vereinigung, eine rein kommerzielle, der Panamafanal sichert nun auch noch die militärische. Aber der Panamafanal, der Stolz und die kriegerische Hoffnung der Vereinigten Staaten (vor allem in dem Nachtmahrgeanken des japanischen Krieges), ist isoliert in fremdem Gebiet. Nur fünf Meilen rechts und links vom Kanal sind Eigentum der Vereinigten Staaten, wehrlos (und selbst mit Festungen wehrlos) liegt er im fremden Land, getrennt vom Mutterlande, vor allem durch Mexiko, daselbe Mexiko, dessen integre Erhaltung der amerikanischen Regierung angeht so sehr am Herzen liegt. Ein Blick auf die Landkarte spricht hier mehr die Wahrheit, als alle Akten und diplomatischen Noten. Sie zeigt, daß nur der Kanal der notwendige Abschluß Panamerikas sein könnte und drückt bildlich den Gedanken der ganzen ehrgeizigen Nation aus.

Heute ist der Augenblick noch nicht reif. Aber es hatte mitunter den Anschein, als sei er gesucht worden. Denn es ist immer bedenklich, ein Pulverfaß in die Nähe eines Feuers zu stellen. An Anlässen hätte es nicht gefehlt, wäre bisher nicht die mexikanische Regierung mit so außerordentlicher Sorgfalt vorgegangen. Amerikaner wurden gefangen, die Brücken gesprengt hatten, fremdes Staatsigentum beschädigt. Darauf steht in Kriegszeiten selbstverständlich Todesstrafe. Sie wurden gefangen genommen, schon meldete die gelbe Presse die Hinrichtung amerikanischer Staatsbürger. Unruhe flackerte auf. Aber die mexikanische Regierung war vorsichtig, sperrte die Amerikaner nur ein. Weitere Provokationen folgten. Dem Rat der geheimen Drahtzieher gemäß schoben die Insurgenten den Kampf hart an die Grenze, wo die Möglichkeit eines Irrtums oder Mißgriffes leichter möglich war. Tatsächlich konnten die amerikanischen Blätter melden, amerikanische Bürger seien auf amerikanischem Gebiet verlegt worden. Wiedermum Erregung, künstlich genährte Erregung. Aber die mexikanische Regierung dementierte: es waren die Insurgenten gewesen, die den alten Polizeiknüppel angewendet hatten. So ließ Cortez einen Pfeil abschießen, um zur Attacke einen Anstoß zu haben: selbst in Mexiko war das Vorgehen nicht mehr neu. Es ist bisher unmöglich gewesen (durch das geschickte Verhalten des Augen Porfirio Diaz und seiner Regierung) eine wirkliche Volkserregung in den Vereinigten Staaten zu erzeugen. Wohl aber wächst langsam und sicher, genährt von den spanischen Prieestern, in Mexiko das Bewußtsein der Gefahr heran, und selbst die Maderos scheinen zu erkennen, daß sie niemals auf Popularität rechnen können, wenn sie mit amerikanischen Truppen in Mexiko einziehen. Porfirio Diaz wiederum ist bereit, zu resignieren, will augenscheinlich nur den Schein des freien Willens wahren. Der Schatten der amerikanischen Invasion, der vielleicht zu früh, zu plump heraufbeschworen war, dürfte im Volke etwas wie Nationalgefühl erweckt haben. Und es scheint, daß Mexiko für diesmal sich selbst politisch erhalten bleibt: finanziell ist es Europa und sich selbst längst verloren. Von Kanada bis zum Kap Horn hat heute nur mehr eine Münze vollen